Bezugs-Preis

in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.

Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.

Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 584. **Montag** den 15. November 1897. **91. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 15. November.

Obgleich uns noch zwei volle Wochen von dem Wiederzusammentritte des **Reichstages** trennen, zerbrechen sich zahlreiche Blätter, besonders antisemitische, deren Interesse namentlich für die conservative Partei in letzter Zeit recht charakteristischen Ausdruck gefunden hat, schon jetzt den Kopf darüber, wie sich die conservative und die nationalliberale Fraction zur **Präsidentenwahl** stellen werden. Einige dieser Blätter glauben sogar als Thatsache melden zu können, beide Fractionen würden die ihnen zukommenden Sitze im Präsidium beanspruchen. Das veranlaßt die „Nationalliberale Correspondenz" zu folgender Auslassung:

„Ueber die Absichten der conservativen Partei sind wir nicht unterrichtet. Nationalliberalerseits hat bisher noch kein Anlaß vorgelegen, sich mit dieser Frage, deren Entscheidung der Reichstagsfraction zusteht, zu beschäftigen. An der letzten Präsidialwahl, die am 4. December 1896 stattfand, hat sich die nationalliberale Fraction aus wohlerwogenen Gründen nicht betheiligt. Die conservative Fraction hat freilich für den Centrumsabgeordneten Frhrn. v. Buol-Berenberg gestimmt, so daß derselbe mit 229 Stimmen zum Präsidenten wiedergewählt wurde. Dagegen enthielt auch sie sich bei der Wahl des volksparteilichen Abg. Schmidt-Bingen zum 1. und des Centrumsabgeordneten Spahn zum 2. Vicepräsidenten, so daß ersterer mit 169, letzterer mit 170 Stimmen gewählt wurde; 30 Stimmen weniger, als zur absoluten Majorität gehören. Die nationalliberale Fraction hatte für angemessen gehalten, ihre Betheiligung zum Wenigsten davon abhängig zu machen, daß der Zustand vor dem 23. März 1895 wieder hergestellt würde. Die „Kreuz-Ztg.", welche besonders warm für das Zusammenwirken zwischen Conservativen und Centrum eintrat und die Theorie vertrat, die conservativen Parteien seien die geeigneten Mittler zwischen Centrum und Nationalliberalen, hatte aber auf einen dabei ausgestreckten Fühler den Bescheid erhalten, daß das Centrum unter keinen Umständen auf den Präsidialsitz verzichten wollte. Ob in der verflossenen, zwei Winter umfassenden Session sich die parlamentarischen Zustände so entwickelt, um es als einen Vorzug erscheinen zu lassen, nun für die letzte Session die Firma zu zeichnen, wo fast gar keine Sicherheit dafür besteht, bessere Zustände herbeiführen zu können, darüber bestehen wohl nirgends Zweifel. Die nationalliberale Partei hat sich bisher in der Lage befunden, ohne eine besondere Verantwortung übernehmen zu müssen, lediglich aus der Achtung für das vornehmste Recht des Volkes heraus, die Erledigung der parlamentarischen Geschäfte nach Möglichkeit zu fördern, und sich bemüht, den nationalen Gedanken zur Geltung zu bringen, so weit es unter den obwaltenden Umständen thunlich war. Daraus ergiebt sich, daß die Fraction sich auch diesmal unbeirrt lediglich in Rücksicht darauf bestimmen lassen wird, was nach der Sachlage dem öffentlichen Wohle förderlich ist und der Selbstachtung entspricht. Der Rathschläge von antisemitischer und anderer „wohlwollender" Seite in dieser Hinsicht bedarf sie nicht."

Wenn im Vorstehenden die Ablehnung des von Gegnern der nationalliberalen Partei in die Welt gesetzten Vorschlages nicht völlig entschieden klingt, so erklärt sich das aus dem Charakter der „Nat.-lib. Corr." im Zusammenhange mit dem von ihr hervorgehobenen Umstande, daß die Fraction sich mit der Sache nicht beschäftigt hat. Eine Meldung der „Münch. N. N.", daß die Nationalliberalen zum Wiedereintritt in das Präsidium entschlossen wären, hätte auch ohne die officiöse Auslassung als Erfindung angesehen werden müssen. Das nationalliberale Mitglied des Präsidiums, der Abgeordnete Dr. Bürklin, ist am 23. März 1895 ausgeschieden wegen der Verweigerung des Glückwunsches zum achtzigsten Geburtstage des Fürsten Bismarck und aus keinem anderen Grunde. Diese Schmachthat des Reichstags konnte natürlich im December 1896 nicht rückgängig gemacht werden. Die Bemerkung über die Bedingungen der Wiederherstellung des Zustandes vor jenem 23. März ist unverständlich. Was am Ende 1896 im Hinblick auf die Beweggründe des Austrittes nicht geschehen sollte, kann heute noch viel weniger geschehen. Denn wenn sich die Nationalliberalen jetzt bereit finden würden, in dieser Legislaturperiode, der das Scandmal vom 23. März 1895 bis an ihr Ende anhaften wird, sich wieder neben einen Centrumsmann im Präsidium zu setzen, so würde einem Mißtrauen in die nationalliberale Festigkeit gegenüber dem Ultramontanismus, das die centrumsfreundliche Haltung eines der Parteipresse zugerechneten westdeutschen Blattes nicht zu erwecken vermocht hat, eine Unterlage gegeben sein. Die „Frankf. Ztg.", die meint, die nationalliberale Fraction halte es wieder für ehrenvoll, im Präsidium dieses Reichstags zu sitzen, wird sich eines Irrthums überführt sehen.

Die geplante Errichtung einer **russischen Gesandtschaft in Karlsruhe** versetzt einige Blätter in lebhafte Unruhe. So schreiben die „Berl. N. Nachr.":

„So beruhigend für Europa die Constatirung der „guten Beziehungen zwischen den Höfen von Petersburg und Karlsruhe" auch sein mag, so würden wir es doch lieber gesehen haben, wenn diese vortrefflichen Beziehungen nicht in der Errichtung einer russischen Gesandtschaft in Karlsruhe zum Ausdruck gelangten. Wir betrachten die Herstellung möglichst enger Beziehungen zwischen dem deutschen Reiche und Rußland als ein im Interesse beider mächtiger Staaten von ihnen zu erstrebendes politisches Ziel und als die Hauptaufgabe der deutschen Diplomatie, die Errichtung russischer Gesandtschaften aber an den kleinen deutschen Höfen liegt schwerlich auf diesem Wege. **Was sollen diese fremden Beobachtungsposten auf deutscher Erde!** Diplomatisch zu verhandeln ist zwischen Petersburg und Karlsruhe, von höfischen Dingen abgesehen, nicht das Geringste. Die fremden Gesandtschaften an den deutschen Höfen sind nur eine Erinnerung an jene Zeit, in der Deutschland „der Schauplatz der Kämpfe fremder Mächte war, für die es das Blut seiner Kinder, die Schlachtfelder und die Kampfpreise hergab". Daß jetzt 26 Jahre nach der Aufrichtung des deutschen Reiches die fremden Gesandtschaften in den kleinen Residenzen zunehmen, anstatt abzunehmen, ist ein schwerwiegendes Symptom und wir bedauern, daß der vielleicht verhängnißvolle Präcedenzfall gerade von Karlsruhe, von der Regierung des Großherzogs Friedrich gegeben worden ist. Heute die Russen, morgen die Franzosen, übermorgen die Engländer — und die Zeit wird bald wieder da sein, wo das Ausland mit seinen diplomatischen Intriguen an den mit ausländischen Elementen ohnehin viel zu stark durchsetzten deutschen Höfen versuchen wird, aus der gedrängten deutschen Haut Riemen zu schneiden. Für die sinkende Richtung unseres nationalen Ansehens ist die russische Gesandtschaft in Karlsruhe gewiß viel bedrohlicher als das clerikale preußische Kammergeschwätz in München. Deutschland bewegt sich auf einer schiefen Ebene, es ist die höchste Zeit, daß es sich auf sich selbst besinnt."

Und die „Voss. Ztg." für die in diesem Falle Fürst Bismarck wieder einmal Autorität ist, beruft sich auf Aussprüche, die er bei verschiedenen Gelegenheiten gegen die Beibehaltung von Gesandtschaften fremder Mächte an den Höfen der Einzelstaaten gethan hat. Die „Vossische Zeitung" vergißt aber, daß Fürst Bismarck gegen die Beibehaltung solcher Gesandtschaften an Höfen, die in verwandtschaftlichen Beziehungen zu den betreffenden Höfen stehen, nichts einzuwenden gehabt hat. Immerhin ist den „B. N. N." insofern beizupflichten, als die Zunahme der fremden Gesandtschaften in den kleinen Residenzen nicht wünschenswerth ist. Das Blatt erinnert sich jedenfalls der Thatsache, daß kurz vor dem Ausbruche des deutsch-französischen Krieges festgestellt wurde, in den Händen des französischen Gesandten an einem thüringischen Hofe seien die Fäden eines ausgebreiteten Beobachtungssystems der deutschen Presse zusammengelaufen. Heutzutage wird sich allerdings weder in Karlsruhe, noch in einer anderen Residenz etwas beobachten und ausspioniren lassen, was sich in Berlin nicht beobachten und ausspioniren ließe. Aber andererseits lassen sich auch zahlreiche Beobachter, die ebendies durch ihre Exterritorialität vor einem Einblick in ihre Thätigkeit wesentlich geschützt sind, weniger leicht beobachten, als ein einzelner. Zur Beobachtung des künftigen russischen Gesandten in Karlsruhe wird ja ein Anlaß nicht vorliegen, aber jedenfalls erwächst durch die Zunahme der fremden Gesandtschaften an den kleinen Höfen den letzteren eine Verantwortung, die in kritischen Lagen nicht leicht zu nehmen ist.

So viel bis jetzt bekannt, sind die beiden **deutschen Missionare in Yentschu**, das im West-Schantung am Großen Canal liegt, ermordet worden. In der Landschaft Yentschu ist, wie schon angedeutet wurde, der religiöse Fanatismus größer als anderwärts, weil dort, einige Kilometer nordöstlich der Stadt, das Grab des Confucius, eine der heiligsten und besuchtesten Wallfahrtsstätten Chinas, liegt. Die Missionsthätigkeit war in dieser Landschaft bis vor Kurzem untersagt, seit das Bestreben der Missionare offenbar wurde, „das Kreuz am Grabe des Confucius aufzupflanzen", wie sie sich gern rühmten, und seit sie im Jahre 1887 den Versuch gemacht hatten, sich dort durch Kauf einiger Häuser festzusetzen. Seitdem ist es den unermüdlichen Bemühungen des Bischofs Anzer, der in Yining seinen Sitz hat, gelungen, die Freigabe der Missionirung zu erwirken, aber die fanatischen Mandarine von Yentschu haben jeden Anlaß benutzt, um die Menge gegen die Sendboten der fremden Lehre aufzureizen. Als nun eine größere Anzahl Missionare des Steyler Mutterhauses am Allerheiligentage in Yentschu zusammenkamen, scheint eine neue Pöbelerhebung den beklagenswerthen blutigen Ausgang genommen zu haben. In erster Linie sind auch hier wie stets die **Beamten** zur Rechenschaft zu ziehen, und es wird darauf zu halten sein, daß sie, die zweifellos die Hauptschuldigen sind, nicht wieder wie gewöhnlich den Kopf aus der Schlinge ziehen und ein paar armselige Kulis als Sündenopfer anbieten. Es ist daher freudig zu begrüßen, daß die Reichsregierung sich nicht darauf beschränkt hat, von der chinesischen Regierung auf dem lange wierigen und an Ausflüchten reichen diplomatischen Wege Rechenschaft zu fordern, sondern zugleich unsere Kreuzerdivision angewiesen hat, sofortige Genugthuung durchzusetzen und einen Hafen an der Küste Schantungs anzulaufen. Der Hafen, der sich zu einem Vorgehen unserer Flotte in erster Linie eignet, ist die geräumige, in der letzten Zeit viel genannte Bucht von Kiautschau. Dort finden die Schiffe gute und sichere Unterkunft. Es wird nun wohl kaum beabsichtigt sein, unsere Blaujacken den beschwerlichen, in der Luftlinie etwa 325 km langen Weg von Kiautschau nach Yentschu über Land marschiren zu lassen, um die Schuldigen beim Schopfe zu fassen, man wird vielmehr der deutschen Forderung auf andere Weise, vermuthlich dadurch Nachdruck zu verschaffen suchen, daß man auf irgend ein Pfandobject, vielleicht auf Kiautschau selbst, so lange die Hand legt, bis endlich einmal ein vorbildliches Beispiel aufgestellt ist, das die Chinesen in Zukunft davon abschreckt, Europäer und insonderheit deutsche Staatsunterthanen wie die Hunde fortzuschlagen. Wir sind in China in der glücklichen, leider seltenen Lage, Kriegsschiffe zur Stelle zu haben, und es wird auf die Mandarinen des Reiches der Mitte eine heilsame Nachwirkung üben, wenn sie bei der Gelegenheit einmal erfahren, daß deutsche Kriegsschiffe keine polnischen Schaustücke sind, nach denen man gar, wie es in Wutschang vorgekommen sein soll, ungestraft mit Steinen werfen darf.

Eine ernste **Abrechnung mit Haiti** stellt sich als eine immer dringendere Nothwendigkeit heraus. Alle Berichte, die von dort eintreffen, stimmen darin überein, daß die Deutschen sich in einer außerordentlich prekären Lage befinden, daß sie sich so gut wie Alles von den hochmüthigen Niggern bieten lassen müssen, absolut kein Recht erlangen können und selbst ihres Lebens nicht mehr sicher sind. So erhält der „Fall Lüders" eine drastische Beleuchtung in einem der „Post" aus Port au Prince, 22. October, zugegangenen Schreiben, dem wir Folgendes entnehmen:

Herr Lüders, Sohn eines der ersten Hamburger Häuser hier am Platze, machte lediglich sein Hausrecht gegen einige unverschämte Polizisten geltend, die in seinen Stall gedrungen waren, um seinen Kutscher zu verhaften. Ich möchte hier gleich einfügen, um ja ein richtiges Bild zu geben, daß die Polizisten das infamste Lumpenpack sind, stehlen und betteln und absolut nicht als irgend eine anständige Executivgewalt zu betrachten sind. Ferner ist das einzige Recht, das uns Weißen hier eingeräumt ist, unser Hausrecht, d. h. kein Haitianer darf ohne besonderen Befehl des Staatsanwalts das Haus eines Weißen betreten. Kraft, daß man auf die Beschwerde des Herrn Lüders hin die Polizisten bestrafte, stecke man Lüders einfach ohne Urtheil ins Gefängniß und strangte erst durch eine Anklage gegen ihn an auf Revolte und Mißhandlung von Beamten, welche sich in Ausübung ihrer Amtspflicht befanden. Da wurden Richter bestochen, Meineide geschworen, wie bei uns nicht in zehn Jahren, und das Ende vom Liede war, daß Lüders zu einem Jahr Gefängniß und 500 Dollar Strafe verurtheilt wurde. Alle Schritte unseres hiesigen deutschen Geschäftsträgers, des Grafen Schwerin, blieben erfolglos. Ja, man lachte und hielt sich öffentlich über seine Ohnmacht auf; es war eine wahre Schande! Da hat Graf Schwerin Ende der vergangenen Woche telegraphisch das Auswärtige Amt um Instructionen. Diese traf am Sonntag (17. October) ein und ließ nun die Wogen der Begeisterung für unsere deutsche Sache hier brausen hoch gehen. Die Antwort des Auswärtigen Amtes lautete nämlich: „Sofortige Freilassung, vollständiger Schadenersatz und Bestrafung der Richter und Polizisten." Graf Schwerin that die nöthigen Schritte; aber sowohl der Präsident, wie das Ministerium verweigerten, dem Ultimatum Deutschlands nachzugeben. Die Folge davon war natürlich der Abbruch der diplomatischen Beziehungen, und die deutsche Colonie hier, die an siebzig Köpfe stark ist, wurde unter amerikanischen

---

Feuilleton.

Der Page.

16] Roman von A. Heyl.

Nachdruck verboten.

Die Befragte zuckte mit der Schulter: „Ja, nein. Ich weiß nicht. Er war in seiner Jugend in jedes saubere Gesicht vernarrt, hat Dutzende von Liebschaften mit schönen Frauen und Mädchen angeknüpft und wieder gelöst, wie es nicht selten unsere Cavaliere zu thun pflegen. Nun er auf der Grenze eines gewissen Alters steht, macht er sich zum Gemahl einer herzlosen Lebedame. Man wird ihn übersehen, sich nur im Nothfalle seiner erinnern, und er wird das Vergnügen haben, die Anbeter seiner schönen Frau zu bewirthen. Vorläufig ist er noch sehr stolz auf ihre Triumphe, das Uebrige kommt im zweiten Theile."

„Ja, schön ist sie, sehr schön, und ich nehme es keinem Herrn übel, wenn er sich den Kopf verrücken läßt", sagte Frau Klimper.

Frau von Eichstetten unterdrückte ein Gähnen, warf einen Blick in den Spiegel und gab den alten Spruch zum Besten: „Schönheit ist ein sehr vergängliches Gut." Nach einer kurzen Pause begab sie sich an das Fenster und blickte angelegentlich auf die Straße.

Frau Klimper verstand diesen Wink und machte sich sofort auf den Weg. Sie ging, so schnell sie ihre kleinen Füße trugen, durch die Straßen, aus einem Laden in den anderen, um die Aufträge, welche sie übernommen hatte, bestens zu besorgen, zahlte die nicht ganz unbedeutenden Beträge aus ihrer Tasche, ungewiß, ob und wann sie dieselben zurückerhalten würde. Das erhebende Bewußtsein, ihre Beziehungen in hohen Kreisen dadurch zu befestigen, und wohl auch zu fördern, ließ sie diese Opfer an Zeit und Geld leicht verschmerzen. Vielleicht, so schmeichelte sie sich, würde die Präsidentin in Gegenwart der jungen Gräfin von ihr sprechen, und es war nicht ausgeschlossen, daß diese den Wunsch hegte, ihre Bekanntschaft zu machen, wäre es auch nur, um ihren Rath und ihre Beihilfe bei eben solchen Commissionen zu erhalten, wie sie die Präsidentin schon längst sich zu Nutz machte. Wenn ihr das gelang, wonach ihr Herz sich sehnte, wenn sie sich Zutritt im gräflichen Palais verschaffte, wie hoch überragte sie dann ihre Jugendfreundinnen, die hausbackene Expeditorin, die geizige Inspectorin und die eingebildete Hofräthin, welche sie schon oft mit plumpem Spott verletzt hatten — weil sie selbst im Dunkel bleiben mußten, während sie zum Lichte emporflatterte. Müde und abgehetzt kam die kleine Frau gegen zwei Uhr endlich zu Hause an. Die Präsidentin hatte die Sachen dankend in Empfang genommen, ohne der Ueberbringerin einen Löffel Suppe oder auch nur einen Stuhl anzubieten; an schönen Worten hatte sie es nicht fehlen lassen. Von Hunger und Müdigkeit geplagt, langte Aurora in ihrer Wohnung an. In der Küche stand das Eßgeschirr, welches die Aufwärterin vor zwei Stunden da hingestellt hatte. Die Speisen waren kalt geworden, sie wärmte sie rasch und verschlang sie gierig. Nur halb gesättigt begab sie sich nach ihrem Zimmer. Wie staunte sie, vor der Thüre einen verschlossenen Korb zu finden. Da die Hausflur an dieser Stelle düster war, drehte sie hastig den Schlüssel im Schlosse, öffnete die Thüre weit und schleppte den Korb in ihr helles Gemach, um die Adresse lesen zu können. Der Korb kam von Lieschen Sturm aus der Capellenmühle; er war mit feinem Obst angefüllt und obenauf lag ein zierliches Schreiben von der Geberin. Sie wünschte, die Frau Base möchte sich das Obst recht gut schmecken lassen, und bat in rührenden Worten um freundliche Aufnahme und sorgsame Verpflegung für ihren lieben Bruder, der vor nicht langer Zeit eine schwere Krankheit durchgemacht habe, und den sie darum mit bangem Herzen scheiden sehe. Sie hoffe, die Frau Base würde sie sofort benachrichtigen, wenn dem Bruder etwas Uebles zustoßen sollte, sie sei überzeugt, er habe in kein besseres Haus kommen können, als in das der Frau Base, und sie freue sich, in einigen Wochen, bei Gelegenheit der Weihnachtseinkäufe, sie und den Bruder gesund und vergnügt wiederzusehen. Mit den üblichen Grüßen und Versicherungen schloß der Brief, welcher die Stimmung der Leserin, die durch Müdigkeit und schlechtes Essen gelitten hatte, wieder um ein Bedeutendes hob. Sie hatte diesen einfachen Leuten gegenüber ein Gefühl ihrer hohen Wichtigkeit, und um unverzüglich ihren Pflichten nachzukommen, klopfte sie leise an der Thüre des blauen Zimmers an. Sie wartete vergebens auf ein freundliches „Herein!" und als auch ein lauteres Klopfen keinen Erfolg hatte, drückte sie auf die Klinge und ließ durch die geöffnete Thürspalte die neugierigen Blicke durch's Zimmer schweifen. Da lehnte ihr neuer Miethsmann in schmucker Uniform am Fenster, hielt Umschau in der Nachbarschaft, und schien von dem, was er entdeckte, vollständig in Anspruch genommen. Er sah da nur Hof, Garten und Rückgebäude des gräflich Rivero'schen Palastes. Außer der Dienerschaft, vor allen Stallknecht, Kutscher und Lakaien, verkehrte selten Jemand im Hof- und Rückgebäude. Die Herrschaft erschien nur auf Augenblicke, um zur Ausfahrt den Wagen zu besteigen. Das geschah aber um diese Stunde nie; Frau Klimper wußte genauen Bescheid. Was konnte die Aufmerksamkeit des Herrn Reservelieutenants so sehr fesseln, daß er das Eintreten und Näherkommen seiner Hausfrau nicht bemerkte? Diese schlich auf den Fußspitzen an das zweite Fenster, lüftete die Gardinen und recognoscirte. Der junge Mann war ihrer Obhut anvertraut, sie mußte sich überzeugen, ob ihm keine Gefahr drohe. Ihre Besorgnisse zerstreuten sich bei dem Anblick harmlosen Vergnügens, das ihren neuen Miether ebenso ergötzen mußte, wie es sie selbst belustigte.

Der Page der Gräfin ließ ein niedliches Hündchen tanzen, apportiren und verschiedene Kunststücke machen. Das kluge Thierchen befolgte jede Weisung musterhaft und wurde zum Schluß mit Zucker belohnt. Der junge Sturm gab durch ein lautes Bravo seinen Beifall kund; der Page, welcher sich bisher wenig umgesehen und von den im Hofe versammelten Zuschauern keine Notiz genommen hatte, blickte empor und entdeckte den neuangekommenen Nachbar. Das Blut schoß dem Knaben jäh ins Gesicht; in unwillkürlichem Gefühle des Erschreckens fuhr er mit der Hand über Stirne und Augen, dann sah er noch einmal freundlich lächelnd zu dem jungen Officier hinauf und verneigte sich. Ein vertrauliches Nicken und Zuwinken mit der Hand war der Gegengruß, den Hans Sturm dem hübschen Knaben entbot. Gerne hätte er noch einen Willkommruf als Zeichen des unerwarteten, freudigen Begegnens beigefügt, doch Emil rief das Hündchen zu sich und kehrte mit dem Liebling, ohne umzusehen, in den Palast zurück. Frau Secretairin hielt es nun für geeignet, ihre Gegenwart anzumelden, sie that dies durch ein lautes Räuspern und mußte erstaunen, welch drastische Wirkung dieses unschuldige und so gebräuchliche Hülfsmittel hervorbrachte. Der junge Sturm fuhr jäh herum und starrte die Eingetretene unfreundlich an, besann sich aber sofort, daß er seiner Hauswirthin gegenüberstehe.

Nach den üblichen Redensarten, Begrüßungen und Erkundigungen brachte Frau Klimper das Gespräch recht geflissentlich auf die interessante Aussicht, die der junge Herr da genieße; sie erzählte Wundergeschichten von der Gräfin Rivero und erwähnte des bevorstehenden Festes mit der Bemerkung: „Ich wäre jedenfalls auch eingeladen worden, wenn es sich nicht auf die Verwandtschaft beschränken würde. Meine liebe Freundin, die Präsidentin von Eichstätten, hat dies so unendlich bedauert, sie hätte am liebsten abgesagt, aber mein Zureden und die Rücksichten auf die junge Gräfin haben die Gute doch schließlich bestimmt, anzunehmen. Aber, wie gesagt, sie konnte sich nicht darüber trösten, ohne mich gehen zu müssen."

„Sie verkehren mit der Gräfin?" fragte Hans, sein Erstaunen nicht verbergend. Die Sicherheit der kleinen Dame nahm ab: „Ich — verkehre — ich — ja — das heißt, ich werde verkehren", stotterte sie, ein wenig außer Fassung gebracht. „Kennen Sie die Gräfin Rivero, Herr Vetter?"

Hans nickte bejahend: „Selbstverständlich, Frau Base, wir sind ja Nachbarskinder. Die Mühle und das Schloß liegen nur einen Büchsenschuß von einander entfernt und auf dem Lande begegnet man sich oft."

Der einfache junge Mann stieg durch diesen Umstand hoch im Ansehen bei Aurora Klimper: „O, Sie Glücklicher", rief sie, in die Hände klatschend. „Sie werden Besuch machen —"

„Das werde ich bleiben lassen, Frau Base", entschied der junge Mann, „Melanie ist eine verheirathete Frau, sie hat nach mir nichts zu fragen und ich nach ihr nicht; ihr Mann soll ein dünkelhafter, alter Geck sein, der jedenfalls alle nicht adeligen Elemente seiner Frau fernzuhalten sucht. Darum wundere ich mich so sehr, daß Sie, Frau Base, mit ihr verkehren werden."

„Meine Freundin wird mich einführen, Herr Vetter."

SLUB
Wir führen Wissen.